

Dr. Schneggendahler sagt, das Gefühl der Heimatlosigkeit, wenn er das, was ich ihm geschildert habe, einmal so zusammenfassen dürfe, sei symptomatisch für unsere moderne Zeit und daher nichts Ungewöhnliches. Eine Aussage, die mir nicht sonderlich behagt, denn wenn ich schon leide, so soll es sich bei meinen Beschwerden um etwas Atypisches und diagnostisch schwer Einzugrenzendes handeln und nicht um Allergies-Wehwehchen. Auch dass Dr. Schneggendahler vom modernen Menschen spricht und mich als einen Vertreter dieser Modernität bezeichnet, macht mich stutzig: Befinden wir uns nicht mittlerweile sogar jenseits der Postmoderne? Aber wahrscheinlich versteht er den Begriff einfach im landläufigen Sinn, so wie jemand, der von Moderner Kunst spricht und dabei nicht an Ernst Wilhelm Nay denkt, dessen Bilder ich mir als verstaubte Kunstpostkarten in den Sechziger Jahren kaufte und in ein Album neben die Gemälde von Baumeister klebte. Beide waren bei Kunst Schäfer in der Faulbrunnenstraße schon damals herabgesetzt, drei Stück eine Mark, wenn ich mich recht entsinne. Wie gesagt, das Gestische und die Abstraktion verschwanden in diesen Tagen, am Horizont tauchte Bruno Bruni auf, der in Silbermetall-Wechselrahmen gespannt sehr gern genommen wurde.

Vielleicht eine Familienaufstellung, meint Dr. Schneggendahler, dass die mir helfen könnte, weil die Heimatlosigkeit, dieses Gefühl, nirgendwohin zu gehören, keinen Bezug zur Welt im Allgemeinen und zu sich, den eigenen Gefühlen im Speziellen zu besitzen, meist bei der Familie anfan-ge. Ich begreife sofort, dass ich an dieser Stelle vorsichtig sein muss. Wenn ich jetzt sage, dass ich mich weigere, eine Therapieform anzuwenden, die von einem ehemaligen Missionar pervertiert wurde, der in Bischofswiesen Hitlers Kleine Reichskanzlei bewohnt und ständig vom Verstoß gegen die Ordnung der Sippe redet, dann legt mir das Dr. Schneggendahler womöglich als Widerstand aus, der unser auf einem gewissen Regelwerk aufbauendes Arbeitsbündnis – eine von Schneggendahlers Formulierungen - stört oder am Ende sogar unterminiert. Und das will ich natürlich nicht.

Ich überlege, wie ich am besten ausweiche, entscheide mich schließlich für eine Methode aus dem Rowohlt Taschenbuch Sag Nein ohne Skrupel, die meiner Erinnerung nach Vernebelung heißt, und sage, indem ich seine Formulierung aufgreife: Ja, das könnte mir helfen. Gegen die Empfehlung des Ratgebers kann ich mir jedoch nicht verkneifen, eine ironische Coda anzufügen, indem ich beiläufig und etwas vernuschelt mit der Bemerkung nachsetze, dass so eine Familienaufstellung auch neulich in einer Folge von Soko Leipzig vorgekommen sei: Da haben sich die Kommissare so hingestellt wie die beim Mord anwesenden Personen, und plötzlich hat der eine, ich glaube es war Tyron Ricketts, gespürt, dass er der Täter war. Ja, das ist schon ganz erstaunlich. Vielleicht bleibt die Kripo jetzt einfach immer nur zu Haus und macht Aufstellungen, anstatt in der Gegend herumzufahren und ein Massenmörder-Phantom zu kreieren, weil man mit verunreinigten Wattestäbchen von jedem Tatort ohnehin nur die DNA einer PTA oder eher einer Leiharbeiterin aus dem Bereich der pharmazeutischen Industrie isoliert. Die letzten Sätze, im Kopf formuliert, verwerfe ich, da ich Dr. Schneggendahler lieber noch etwas Amüsantes anbieten möchte, als er mir mitteilt, dass die Stunde für heute beendet sei. Dieses angefügte "für heute" soll einen gewissen Trost vermitteln und die Wahrheit, dass diese Stunde für immer und ewig beendet ist, verschleiern. Ich weiß das, aber es wirkt dennoch. Wir geben uns die Hand.

Kaum draußen auf der Straße schalte ich mein Handy wieder ein. Ein symbolischer Akt, zugegeben, mit dem ich mir beweise, dass ich in der Lage bin, die Formen meiner Kommunikation selbst zu bestimmen. Tatsächlich kommt eine SMS von Anke. Anke geht nach dem Yogilatis noch mit Antje etwas trinken. "Warte n a m" heißt Warte nicht auf mich. Ein Satz wie: Die Stunde ist zu Ende für heute. Ob man auf jemanden wartet, kann ja schließlich nicht der Aufgewartete entscheiden. Dennoch denke ich unwillkürlich: Ich habe heute frei. Therapie zu Ende, es ist gerade mal halb sechs. Nur wohin?

Ist es das, was Dr. Schneggendahler mit dem Gefühl der Heimatlosigkeit meint, dass ich nicht sofort weiß wohin? Keine Termine habe, keine Erledigungen, Wege, wie man früher so schön sagte? Niemanden, der auf mich wartet und auf den ich warten soll? Heimat klingt zwar nach kleinbürgerlichem Spießertum, Sozialkontrolle und abschließbaren Mülleimern, aber diese von keinen Verpflichtungen gebremste Auswahlfülle lähmt mich noch mehr. Agoraphobie, die Angst vor weiten, offenen Räumen. Agora, der Marktplatz, aber soweit bin ich noch nicht. Ich komme gerade erst an der Post vorbei.

Glücklicherweise ist man seit einigen Monaten dabei, den Platz vor der Post nach oben hin mit einem beruhigenden Betonklotz zu verschließen. Früher hätte ich mich entscheiden müssen, ob ich oben rum gehe oder unten rum, das ist mir jetzt schon mal abgenommen. Ein dunkler Schatten fällt über die verwaisten Tische vor dem Thai Imbiss. Jemand hat sich für diesen zwischen den Innenstadtgässchen gestrandeten Wal das auffordernde Akronym KOMM ausgedacht, Kaufhaus Offenbach Main Mitte, wobei der altertümelnde Begriff Kaufhaus in Kauf genommen wurde, um dieses brillante Wortspiel hinzubiegen. Natürlich handelt es sich nicht um ein Kaufhaus mit zwei Stockwerken und einer Rolltreppe, sondern um eine Shopping Mall. Dabei klingt SMOMM, Shopping Mall Offenbach Main Mitte, doch auch nicht schlecht. Zudem hätte man gleichzeitig den penetranten Imperativ los, der der Werbung der Sechziger entsprungen ist: Nimm zwei! Pack den Tiger in den Tank! Mach mal Pause! Hinein ins Nass mit Badedas! Aber vielleicht leben wir ja in einer Renaissance genau dieser Zeit. Nicht mehr: Du darfst, sondern Du sollst, nämlich einkaufen, zur Not mit stimulierenden Konsum-Gutscheinen.

Ein ungekennzeichneter Lieferwagen fährt an der noch offenen Flanke des Betonwals vorbei in Richtung Post. Er hält hinter dem Imbiss. Ein Mann mit einem Sack steigt aus, geht zum Briefkasten und leert diesen. Der Mann trägt keine Uniform. Seine Auto ist nicht gelb. Ich sehe auch nirgendwo die Aufschrift Post oder DHL. Was heißt überhaupt DHL? Das

Heimatlose Land? Überall nur noch vereinzelte, outgesourcte Ich-Ags. Unverbunden, ohne Innung, Gewerkschaft, Vereinsheim gehen sie ihren jeweiligen Aufgaben nach. Überall einsetzbar, gehören sie nirgendwo hin und sind schon wieder ganz woanders, wenn Regressansprüche geltend gemacht werden, so wie der externe Leihingenieur, der die Fällung der sechs alten Kastanien am Wilhelmsplatz veranlasste, um dann erst einmal in der Südsee Urlaub zu machen.

Der Marktbetrieb am Wilhelmsplatz hat etwas urtümlich Improvisiertes, fast Heimatliches, und ist deshalb vielen ein Dorn im Auge. Einige wollen ihn mit einer Tiefgarage unterhöhlen, andere mit einer All-Wetter-Halle überhöhen. Bäume sind da nur Zutaten der computeranimiert eingekasteteln Neuplanungen, so wie man früher Faller Premium Gelände-gras über die mit Uhu getränkten Papphügel der Märklin Eisenbahn streute. Planung vollzieht sich am besten ohne Gestrüpp, frei flottierend am grünen Tisch. Zur Not lässt sich der stadtplanerische Drang zur Komplettversiegelung immer noch historisch rechtfertigen, schließlich war der Markt früher mal ein Friedhof, und was besser könnte das Sterben, den Tod, die Vergänglichkeit symbolisieren als ein halbes Dutzend schlecht kaschierter Baumstümpfe?

Vielleicht sollte Dr. Schneggendahler mal hier auf den Kastanienwurzresten eine Familienbaumaufstellung machen, da käme bestimmt einiges zum Vorschein. Aura entsteht ohnehin erst im Zerfall, beobachtete Walter Benjamin, bevor er sich, der Heimat vertrieben, das Leben nahm.

Meine Probleme nehmen sich demgegenüber lächerlich aus und, da hat Dr. Schneggendahler durchaus recht, beruhen letztlich auf mangelndem Vertrauen. Warum lege ich denn meine Briefsendung nicht in den gelben Plastiktragekorb zwischen den Stoffballen des Sari-Geschäfts im Kleinen Biergrund? Die Post arbeitet schließlich mit Din Iso zertifizierten Prozessen? Was will ich denn noch an Sicherheit? Stattdessen kaufe ich aus schlechtem Gewissen die Briefmarke im Sari-Laden, radel aber dann zum Aliceplatz, um den frankierten Brief dort in den Briefkasten vor dem

Postamt einzuwerfen. Vor mir steht ein Mann, der noch dabei ist, den Umschlag seines Briefs zuzukleben. Als er den Einwurfschlitz aufmacht, fallen ihm ein Dutzend Briefsendungen entgegen. Wir heben sie gemeinsam auf und stopfen sie so gut es geht wieder in den Kasten zurück. Ich gehe in die Post und dort seitlich an der Schlange vorbei zu einem Mitarbeiter.

"Da draußen der Briefkasten ist so voll, dass alles rausfällt", sage ich.

"Damit haben wir nichts zu tun", sagt der Mitarbeiter.

"Aber das ist doch ein Briefkasten", sage ich, zugegebenermaßen etwas einfältig.

"Wir sind die Post und das da draußen ist DHL. Ich hab noch nicht mal nen Schlüssel dafür."

"Und mein Brief?" frage ich schüchtern.

"Den können Sie hier rein tun." Er deutet auf einen gelben Plastiktragekorb, etwas größer als der im Sari-Laden. Und stimmt, wenn ich mich so umschaue, so gibt es auch hier allerlei zu erstehen: CDs, Fotoalben, Füller, Versicherungen und Krimskrams, geschickt an der Schlange der Wartenden entlang platziert. Es fehlt allein noch der Duft von Patchouli.

Ich verlasse die Fußgängerzone, gehe unten am Wilhelmsplatz vorbei und komme zur Fünfhäusergasse. Der Name verweist auf bessere Zeiten, als hier einst fünf Häuser standen. Jetzt sind es zwei, zweieinhalb, wenn man den Gloria-Club mitzählt, der einmal bis 6 Uhr früh offen war, wie die Inschrift auf der Marquise verkündet, und jetzt dazu dient, die leeren Obststeigen des Afro-Europa-Marktes zu lagern. Davor unbefestigtes Brachland, auf dem Autos zwischen Schlaglöchern parken. Gegenüber die Wett- und Spielhalle Ambassador und das Lokal Jokers, in dem sich die italienische Gemeinde Offenbachs trifft, oder deren männlicher Anteil, oder deren männlicher Anteil, der gern raucht, trinkt, Karten spielt und italienischen Fußball schaut. Ich beneide die Herren, wie sie vor den Lokalen auf der Straße stehen, ohne den um sie herumkurvenden Verkehr

auch nur eines Blickes zu würdigen. Sie sind hier zu Hause, genau hier, genau jetzt, auf diesem Stück Straße, das ihnen niemand nehmen kann.

Direkt gegenüber das italienische Café, schräg gegenüber die Pizzeria am Markt, um zwei Ecken der italienische Supermarkt und etwas weiter die Marienkirche mit ihren italienischen Messen und Hochzeiten. Home away from home. Dazwischen allerdings Lalila: Indische Videofilme, hinduistische Devotionalien, Lebensmittel und Saristoffe, allerdings keine Annahme von Briefsendungen. Ich kaufe hier immer drei Samosa bei der freundlichen Alten.

Das Vedische Zahlensystem ist mit seinen Rechenarten unserem in vielerlei Hinsicht überlegen. Dieser eine Inder auf Youtube multipliziert vierstellige Zahlen, indem er sie kreuz und quer addiert in sechs Sekunden und ist damit schneller als ein Taschenrechner. Auch die 60-Plus-Inderin beherrscht dieses System: Drei Samosa kosten zwei Euro. Das ist günstig. Sprachbarrieren verhindern, dass ich mich über genauere Einzelheiten erkundige. Zwei Samosa oder vier zu nehmen, wage ich nicht, weil ich mir nicht die Illusion zerstören will, einen Vorteilspreis zu erhalten. Das Epilierstudio, vor wenigen Jahren in den alteingesessenen Laden mit Arbeitsbekleidung gezogen, aus dem alle Seniorinnen unserer Straße einst ihre Kittelschürzen bezogen, hat wieder zugemacht oder ist in eine Gegend gezogen, in der man kahle Haut mehr zu schätzen weiß. Der Kleine Kaiser an der Ecke, Automatenpiel, hält sich dagegen seit ich hier wohne. Gegenüber schließlich der neue Tengemann. Einst stand hier mal eine Mühle, allerdings floss da auch noch ein Bach in Richtung Main. Anfang des letzten Jahrhunderts kam dann die Werkkunstschule, später eine Filiale der Sparkasse.

Es war anrührend, wie sich hier letzten Donnerstagabend tatsächlich die Menschen des Viertels auf dem Parkplatz versammelten, um dem Tengemann-Eröffnungsfeuerwerk beizuwohnen. Ich stand mitten unter ihnen. Neben mir Nelly, Ankes neunjährige Tochter, die mir immer die jeweiligen Szenen aus Harry Potter zuflüsterte, die sie in der Untermalungsmusik er-

kannte. Zehn Minuten tobte das Orchester und knallten die Raketen und alle schauten in den Himmel. Ja, selbst der Himmel ist uns keine Heimat mehr, weshalb wir ihn uns von unten illuminieren. Dann war es zu Ende. Der Pyrotechniker auf dem Tengemann-Flachdach verbeugte sich und wurde beklatscht. Die Rauchwolken verzogen und man roch wieder den stechenden Dung, den die Gärtnerei Immo Herbst über die neu angelegten Blumenrabatten geleert hatte. Der in Anzug gekleidete Filialleiter besprühte die Salate in der Auslage, und wir gingen nach Hause.

Nelly erzählte Anke, dass ihr die silbernen Kugeln, die so auseinander gesprungen seien am Himmel, am besten gefallen hätten. Ich wollte dieses diffuse Gefühl von heimatlicher Zusammengehörigkeit auf dem Parkplatz eines Supermarktes festhalten und notierte mir etwas über den Teuteburger Wald und das Amselfeld, Subsahara Flüchtlinge, Boat-People und schließlich noch die Selbsthilfe-Siedlungen meiner Kindheit, die schon damals ein eigenartig ambivalentes Gefühl in mir ausgelöst hatten, so als würde ich mich nach etwas sehnen, was ich in Wirklichkeit gar nicht haben will. Und vielleicht könnte man das Gefühl von Heimat so wirklich am besten umschreiben. Dann wäre es auch nur allzu logisch, dass genau die am sichersten und unhinterfragtesten Heimat in sich verspüren, die heimatlos sind, denn in ihnen wäre dieser Widerspruch schließlich aufgehoben. Aber im Grunde ist auch das nur eine Gedankenkonstruktion, weil es Heimat natürlich nicht gibt, nicht hier und nicht anderswo, nicht in mir und nicht außerhalb von mir, weil es ja etwas Statisches sein müsste, etwas Unveränderliches, Unvergängliches: Und was sollte das sein?

Vielleicht kommt man der Heimat durch ein Rätsel näher. Die Lösung dieses Rätsels lautet zwar gemeinhin Sarg, aber ich finde, Heimat könnte genauso auf die folgende Beschreibung passen:

Wer es hat, der weiß es nicht.

Wer es trägt, behält es nicht.

Wer es macht, der will es nicht.

Wer es kauft, der braucht es nicht.